

UPCOMING ARCHITECTS
FACING NEW CONDITIONS

*Pure Freude
an Wasser*



GROHE

Upcoming Architects nehmen Stellung, wie sie den Herausforderungen des globalen Wandels begegnen und wie sie ihre Position als Ideengeber, Neuschöpfer und Qualitätssetzer behaupten.

IM GESPRÄCH MIT JOHANNA MEYER-GROHBRÜGGE,
BÜRO MEYER-GROHBRÜGGE

DIGITAL
TALKS

INTERVIEW MIT JOHANNA MEYER-GROHBRÜGGE BÜRO MEYER-GROHBRÜGGE, BERLIN



Johanna Meyer-Grohbrügge

GROHE: Sie waren von 2005 bis 2010 in Tokio für Sanaa tätig. Inwiefern hat Sie diese Erfahrung geprägt?

Johanna Meyer-Grohbrügge: Die Zeit in Japan hat mich sehr positiv geprägt, fast mehr als das Studium. Ich war zuvor an verschiedenen Universitäten, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Venedig und in Zürich. Meine Lehrer waren toll und trotzdem hat man vermittelt bekommen, Architektur ist eben so und so. Als ich dann nach Japan zu Sanaa kam, empfand ich es als sehr befreiend, mitzubekommen, dass es nicht nur die eine Art gibt, Architektur zu machen. Ich hatte das Glück, dass ich dort eine Arbeitsweise und Methodik gefunden habe, die mir entspricht und dafür bin ich sehr dankbar. Generelle, allgemein gültige Aussagen über die japanische Architektur kann ich aber nicht machen. Jedes Büro ist anders. Sanaa arbeitet sehr stark mit Optionen. Es werden viele Varianten für eine Aufgabe erarbeitet, die auf den Punkt gebracht werden müssen, um sie schnell und eindeutig in einem Meeting vorstellen zu können. Das schult die eigene Denkweise. Zunächst wird alles betrachtet und gar nicht viel gesagt – das hat mich immer ein bisschen irritiert. Die beste Option wird also nicht gleich bestimmt, sondern lange offengehalten. Es wird lange gesucht und geprüft, bis eine Richtung auf dem Tisch liegt, wo alle das Gefühl haben: Das ist interessant für den Ort und für das Programm. Finale Entscheidungen werden damit rausgezögert und auch

weniger diskutiert und dem intuitiven Prozess wird mehr Raum gegeben. Das finde ich gut; denn oft werden durch Diskussionen Ideen verschüttet oder zerredet.

Was täte unserer Baukultur gut, von der modernen japanischen Architektur zu übernehmen?

Das intensive Suchen nach der besten Lösung. Bei uns werden bestimmte Ideen schnell verworfen, weil man überzeugt ist, dass sie nicht möglich sind. Viele Dinge sind bei uns ja der Art normiert und standardisiert, dass es wirklich schwer ist, diese aufzubrechen. Viele Standards fußen auf Kriterien, die heute einfach nicht mehr so relevant sind. Flexibilität wird uns durch unseren schweren Bürokratie-Apparat damit oftmals genommen.

Die drei Themen, die wir derzeit grundsätzlich angehen müssen, sind: das nachhaltige Erreichen unserer Klimaziele, das Beheben sozialer Ungerechtigkeiten und das Voranbringen der Digitalisierung.

Ist eine Haltungsänderung dazu bei Ihren Bauherren festzustellen?

Ja, die Bauherr*innen, mit denen ich arbeite, sind diese Themen bewusst. Manchen ist es ein persönliches Anliegen, anderen, wie Investoren, ist zumindest klar, dass Nachhaltigkeit heute zum Verkaufsportfolio gehört. Wenn ich allerdings mitbekomme, was gerade so gebaut wird, dann denke ich oft: „Das kann doch nicht wahr sein!“ Also, auf der einen Seite kann ich eine Haltungsänderung wahrnehmen, auf der anderen Seite bin ich mir nicht sicher, wie weit Nachhaltigkeit und Co. bei der Masse angekommen sind. Ich denke, der Wandel kommt nicht über Nacht. Es braucht viele kleine Schritte bis das Bewusstsein einer Gesellschaft sich wirklich verändert. Und wenngleich die Entwicklung manchmal zäh ist, ist eine Tendenz in die richtige Richtung zu spüren – Gott sei Dank. Ich glaube, es ist alles am Werden – man muss einfach gemeinsam puschen, um weiterzukommen. Auch das ist eine Frage des Bewusstseins: Wir können die Dinge nur gemeinsam schaffen.

Was können wir in Bezug auf die Bauweise von den Japanern lernen?

Die Gebäude sind in Japan viel kurzlebiger angelegt – dort herrscht eine ganz andere Denkweise. Hier bauen wir ja immer für die Ewigkeit oder zumindest für hundert Jahre. In Japan wird dagegen eine ständige Erneuerung zugelassen. Das eröffnet fortlaufend die Chance neu und anders zu bauen. Aus meiner Sicht gibt es dementsprechend nur zwei mögliche Wege zu bauen: Entweder man schafft Bauwerke, die hochwertig sind und wirklich lange halten oder man baut so, dass das Material relativ schnell und unkompliziert wieder in den Kreislauf zurückgeführt werden kann und kalkuliert damit von vornherein eine gewisse Flexibilität in der Bebauungsplanung mit ein. Ich glaube, diese Denkweise kennen wir in Europa in dem Maße gar nicht.

Was fehlt Ihnen persönlich als Architektin an der deutschen Baukultur?

In Japan hat die Architekt*in einen ganz anderen Stellenwert. Dort wird viel häufiger gesagt: „Okay, der Architekt ist einfach Experte, deswegen höre ich erst einmal, was er dazu zu sagen hat.“ Diesen Vertrauensbonus, den vermisse ich hier. Man hat in Deutschland oft das Gefühl, dass man nur Dienstleister*in ist, die den Bauantrag unterschreiben darf und gucken muss, dass die Firmen in der Spur bleiben. Das Zweite, was ich wirklich vermisse, ist eine gewisse Risiko- und Experimentierbereitschaft. Es ist ganz selten, dass jemand sagt: „Ich war noch nie in solchen Räumen. Aber let’s do it“

Sie leiten als Architektin ab heute das Bundesministerium des Innern für Bau und Heimat. Was würden Sie tun?

Es gibt so viele Dinge, von denen ich denke, dass sie politisch geändert werden müssen. Zum Beispiel im Bereich Bauen im Bestand: Ich finde, der Denkmalschutz sollte auf schützenswerte, anspruchsvolle Architektur ausgeweitet werden. Denn heute kann ja im Grunde jeder alles abreißen, was nur nicht unter Denkmalschutz steht. Hinzu kommt ein zweiter Punkt: die Frage der Gebäudeumnutzung. Die festgelegten Nutzungszonierungen samt Nutzungsplänen sind oft ein großes Hindernis in der Nachnutzung von Gebäuden und führen nicht selten auch zu sozialen Ungerechtigkeiten. Ein Aufweichen dieser festgefahrenen Definitionen würde auch in der Rückgewinnung von nutzungsdurchmischten Stadtquartieren helfen. Dann fällt mir das Thema Bodenpolitik ein: Wie gehen wir mit Besitz um? Man könnte zum Beispiel sagen, Grundstücke können nicht mehr vererbt werden. Das würde das Bewusstsein für den Umgang mit Land verändern. Ein anderes Thema ist die Möglichkeit, Gebäude für eine bessere Nachverdichtung in den Städten weiter aufstocken zu dürfen.

Sie sind der Überzeugung, dass Architektur Dinge geschehen lassen kann und dass Dinge mit Architektur geschehen können. Können Sie uns das anhand einer ihrer Referenzen näher erklären?

Ein Beispiel wäre das Baugruppenhaus in der Kurfürstenstraße in Berlin. Wir haben das Projekt vor fast acht Jahren begonnen und selber die Gruppe zusammengesucht. Die Grundidee des Hauses beruht auf einem offenen Rahmen, der verschiedenartig genutzt werden und den man darum eben auch mit anderen teilen kann. Am Anfang hatten wir ein Paar mit dabei, das keine Wand zwischen ihren beiden Wohnungen wollte und gesagt hat: „Ideal, wir haben beide unsere eigene Wohnung, aber die eine ist offen zur jeweils anderen.“ Im Zuge des Prozesses hat sich dasselbe Paar dann getrennt und plötzlich war eine Wand zwischen den Wohnungen nötig. Die Anpassung war kein Problem. Das ist natürlich ein Beispiel im kleinen Maßstab – im Großen kann unser Konzept aber auch Anwendung finden. Ich meine, es muss am Ende eine ständige Wechselwirkung zwischen den Gegebenheiten stattfinden, die die Baukriterien bestimmen oder verändern und der Architektur, die flexibel genug sein muss, um darauf reagieren zu können.

Glauben Sie, dass Sie im Vergleich zu Ihrer Vorgängergeneration anders denken und bauen?

Das kann man nicht allgemein benennen, weil vieles sich im Laufe eines Architektenlebens verändert und sich so auch die Haltung der Architekt*innen ändert. Außerdem bemerke ich oft, dass ältere Kolleg*innen gegen Ende ihrer Karriere nochmal einen Dreher machen. Wirklich gute Architekt*innen haben eh die Flexibilität, sich mehrfach zu wandeln. Was aber nicht mehr so ist wie früher, ist, dass jede Architekt*in einen eigenen Stil und Ausdruck finden muss. Das war total wichtig – heute ist es das überhaupt nicht mehr. Es geht viel stärker darum, eine fundierte Berechtigung der Baumaßnahmen zu finden. Ich habe das Gefühl, früher hat es gereicht, wenn man eine gute Idee für ein Gebäude hatte und es dann schön dastand. Heute muss man mehr beachten und begründen. Man wird viel mehr daran gemessen, ob das Gebäude mit all seinen Eigenschaften und Funktionen in der Gesamtheit sinnvoll ist. Was Kollaborationen angeht, ist die gemeinsame Arbeit mit unterschiedlichen Architekt*innen leichter geworden. Ich glaube, durch die sozialen Netzwerke ist es inzwischen viel einfacher geworden, die richtigen Arbeitspartner*innen für Projekte zu finden, denn man weiß einfach ganz genau, was die anderen gerade machen. Man kann sich außerdem so viel gezielter mit Leuten austauschen, die an ähnlichen Themen arbeiten.

Unsere Interview-Serie heißt „Upcoming architects facing new conditions“: Sehen Sie diese Zeit des Wandels auch als Chance für Sie als Architektin?

Ja. Ich habe das Gefühl, gerade wird alles infrage gestellt und man muss selber nach neuen Kriterien suchen, die bestimmen was gute Architektur ausmacht. Dazu kommt die Herausforderung, aus den gewonnenen Erkenntnissen passende Strategien zu entwickeln. Ich muss zugeben, ich selber bin da gerade verunsichert. Gleichzeitig empfinde ich diese Entwicklung als sehr positiv. Im Grunde sind alle auf der Suche. Ich in meiner kleinen Blase, würde sagen: „Alles ist offen und das ist wahnsinnig toll.“ Die Frage mit Blick in die Zukunft muss lauten: Was bestimmt die Welt und was davon bestimmt auch die gebaute Umgebung? Wir Architekten spielen da eine eher untergeordnete Rolle. Das Beispiel Digitalisierung ist dazu interessant: Die Entwicklung von Materialdatenbanken finde ich fantastisch. Aber wenn man das Ganze weiterspinnt, dann werden irgendwelche Algorithmen künftig analysieren, welche Maßnahmen bei einem Umbau ökonomisch sinnvoll sind. Ich glaube, auf dieser Grundlage wird eine neue Ästhetik im Bauen entstehen. Wenn dieselben Systeme dann auch fähig sind, komplexe Zusammenhänge miteinzubeziehen, wie individuelle Zielgruppen- und Tierbedürfnisse, dann stellt sich die Frage, was wir Architekt*innen eigentlich noch besser machen können. Also ich glaube, dass wir trotzdem noch viel beitragen können, das Zusammenbringen von Menschen, beispielsweise, oder das Finden von kreativen, vorausschauenden Lösungen. Aber wir müssen uns anstrengen und schauen, was unsere Kompetenzen sind und wo wir unseren Beitrag leisten können, der uns weiterhin relevant bleiben lässt.

Wie ist Ihre Vision vom Leben in den Städten in den nächsten zwanzig Jahren?

Ich glaube, dass der Unterschied zwischen Stadt und Land gar nicht mehr so groß sein wird. Die Stadt wird nicht mehr der einzige relevante Ort sein, wo der Wandel zu spüren ist – vor allem in den Speckgürteln auf dem Land wird viel passieren. Die Digitalisierung spielt da mit rein. Hinzu kommt, dass Leute zunehmend mehr Dinge teilen und mieten als sie tatsächlich zu besitzen. Natürlich werden die Innenstädte dadurch völlig anders aussehen. Dass der Wandel durch Corona beschleunigt wurde, ist klar. Die Frage ist, was macht man mit dem Innenstadt-Raum, wenn man nicht mehr zum Einkaufen hingehet? Vielleicht wird dort wieder gewohnt und die Öffentlichkeit findet irgendwo anders statt. Die Vorstellung, dass es die klassischen Zentren nicht mehr gibt – wo man sich am Samstag durch die Ladenketten schiebt – ist doch ganz interessant. Dasselbe gilt für Japan: Jeder öffentliche Platz ist dort mit Konsum verbunden. Also sprich, nur dort wo man einen Kaffee kaufen kann, kann man sich auch

hinsetzen – das ist wirklich nicht schön. Würde diese Situation aufgelöst und würden plötzlich Freiräume entstehen, die aktiv für die Öffentlichkeit gestaltet sind, die für sich stehen und funktionieren – wäre das eine wirklich positive Entwicklung. Anderenfalls sind statt der Einzelhändler bald die nächsten kommerziellen Player da.

Was würden Sie als Architekten einmal umsetzen wollen?

Ich habe auf jeden Fall Lust zu bauen. Möglichst unterschiedliche Dinge zu bauen, finde ich spannend. Und ich habe jetzt für mich gemerkt: Das Wichtigste ist gar nicht die Bauaufgabe, sondern der Bauherr, der einem ermöglichen kann, auch einmal etwas Neues auszuprobieren. Mir ist dabei besonders wichtig, dass meine Arbeit einen Beitrag leisten kann. Ich hoffe, ich kann noch möglichst viele relevante Projekte realisieren.